

Uwe Lehmann-Brauns (Hrsg.)



Wer ist Berlin?

 Stapp Verlag Berlin

*Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Stiftung Preussische Seehandlung*

ISBN 987 3 87776 940 3

© Stapp Verlag Berlin 2014

Umschlaggestaltung: Katrin Dommermuth, Hamburg

Foto: Anna Lehmann-Brauns, Savignyplatz

Satz: Doris Rohr, Zeuthen

Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Berlin

Bindung: Stein + Lehmann, Berlin

Inhalt

Wer ist Berlin?	9
Uwe Lehmann-Brauns: Berlin kompakt	11
Stunde 1	11
Freiheitspathos	12
Bedeutungsverlust	14
Westberlin von innen	15
Westberlin privat	17
Ostberlin – Begegnungen	19
Ostberlin von innen	21
Privilegiert	23
Der Aufbruch	25
Stunde 2	27
Spröder Beginn	27
Reibungen	29
Stunde 3	31
Zurück in die Zukunft	31
Berlin von heute – vergleichsweise	33
Metaphysischer Durst – Stadt ohne Werte?	36
Worum geht es?	39
Wachstumsschmerzen	40
Berliner Gesellschaft	43
Was wird, was bleibt?	45
I. Stadt des „Status quo“	50
Wolf Biermann: Eiland ohne Strände	50

Ilko-Sascha Kowalczyk: Geteilte Erinnerung an eine versunkene Stadt	54
Andrej Hermlin: Ein heller Fleck	66
Stefan Liebich: Das weiße Loch	73
Wolfgang Schuller: Westblick	82
Monika Grütters: Die weißen Kreuze	87
Ulrich Schacht: Berlin-Besuch 1983	92
II. Berlin – ein Schutzraum	98
Chaim Noll: Ein durchweg optimistischer Ort	98
Wladimir Sorokin: Stadt der offenen Räume	103
Helmut Müller-Enbergs: Das Aquarium – und die Schattenarmee der Stasi	110
III. Stadt des Protestes	119
Wolfgang Wieland: Hauptstadt des Protestes	119
Knut Nevermann: Kulturrevolution als Brainstorming .	131
Hannes Schwenger: Westberlin for ever? Never more! ..	138
IV. Der Jahrhundertsritt	148
Kurt Biedenkopf: 10. November / 11. November 1989	148
Wolfgang Schäuble: Von Bonn nach Berlin	155
Eberhard Diepgen: Rheinbund vs. Berlin	159
Heinrich August Winkler: Danzig statt Dimitroff	170

V. Angekommen: Neo-Berlin	184
Til Biermann: Eine bunte Karibikinsel	184
Klaus Wowereit: Von der geteilten Stadt zur weltoffenen Metropole	190
Wladimir Grinin: Wer kann sich dem Charme von ... entziehen?	196
Andreas Petersen: Wo ist Berlin?	204
Renate Künast: Berlin – Du bist so wunderbar!	213
Peter Gauweiler: Berlin: hektisch, laut, wild	219
Paul Nolte: Süd-Westberlin	221
Thomas Flierl: Vom konfrontativen Städtebau zum gemeinsamen Weltkulturerbe	235
André Schmitz: Berlins Bürgerpflichten	244
Tim Renner: kultur.berlin – ein Versprechen	251
Volker Hassemer: Zukunft Berlin	258
Thomas Heilmann: Aus Gefühl muss Realität werden eine Stadt auf Identitätssuche	264
VI. Personenregister	270

Andreas Petersen, Kopfkino Berlin,
in: Uwe Lehmann-Brauns (Hrsg.), Ost-Berlin, West-Berlin. Was bleibt?, Berlin 2016.

Kopfkino Berlin

Berlin ist eine Stadt, in der alles war und nichts mehr ist. Das klingt rhetorisch. Und doch ist es die Essenz meiner Stadterkundungen. Die begannen vor acht Jahren. Damals kam ich als Historiker aus Zürich nach Berlin und wohnte über den Dächern des Scheunenviertels. In dem kleinen Schweizer Atelier ganz oben im VII. Hackeschen Hof entstand die Biographie eines hundertjährigen Lichtenbergers, der alle Verwerfungen des letzten Jahrhunderts zwischen Berlin und Moskau überlebt hatte.

Die Berlin-Entdecker der 20er Jahre stießen flanierend auf ihre Stadtgeheimnisse, ich bestieg dazu mein Rad. Ein Schweizer Kaufhaus-Rad, älter, uninteressant für Diebe, aber mit gut aufgepumpten Reifen. Und während tagsüber die Touristenströme durch die Torbögen mäanderten, saß ich im Archiv und brach am späten Nachmittag radelnd zu den Orten auf, von denen ich gelesen hatte. Ich schlenderte über Friedhöfe, bestaunte die Eingangshallen lebensreformerischer Schwimmbäder, blickte den schrammenden Hinterhof-Aufzügen zu den Tischlereien unter dem Dach nach, bestellte in ehemaligen SA-Kneipen ein Bier, stieß unerwartet auf Gedenktafeln, suchte ostjüdische Altersheime und Krämerläden, entdeckte mächtige Backsteinschulen im Stil von Industriearchitektur, lokalisierte das alte Charité-Leichenschauhaus und fand das erste Quartier der Gruppe Ulbricht. Wenn ich abends zurückkehrte, waren die Tore der Hackeschen Höfen geschlossen und das Areal gehörte wieder uns Bewohnern.

Auf diesen stadtarchäologischen Gängen ließ sich Großartiges entdecken. Aber für die Historie galt stets: Berlin ist die Stadt, in der alles war und nichts mehr ist. Nirgends wurde mir das so deutlich wie im Garten der alten Reichskanzlei, einem ungepflasterten Platz mit kniehohen Begrenzungsbalken für parkende Autos vor grauen, siebenstöckigen Plattenbauten neueren Typs. Ein Nicht-Ort, an dem sich an nichts anderes denken läßt als an die Gigantomanie der Neuen Reichskanzlei, an die delirierende Selbstmordtruppe im Führerbunker, auf dessen Sprengresten man steht, und an das Ende des deutschen Amoklaufs, der die halbe Welt in den Abgrund riss. Unter einem Touristenwohnungs-Ambiente und dem Gärtenidyll der Ländervertretungen liegt der Wahnsinn von Weltgeschichte.

Auch sonst zerfiel meine Spurensuche zum Nationalsozialismus immer wieder zwischen den schweigenden Historien-Resten und den inneren Bildern. Staunend erfuhr ich bei einer Führung von der 19,3-Zentimeter-Absenkung des 12.000-Tonnen-Belastungskörpers in Schöneberg. Der einzige Bau, der vom Totalumbau zur „Welthauptstadt Germania“ geblieben ist. Ich stellte mir die splitternden Riesenscheiben der im märkischen Sand versinkenden Nord-Süd-Achse vor. Doch das Brachiale des totalitären Plans erkannte ich erst am Modell. Eine Vorstellung der Dimension erhoffte ich mir vom Blick aufs Wirtschaftsministerium, dem einstigen Reichsluftfahrtministerium Hermann Görings. Mehr aber brachte das Umradeln des Tempelhofer Flughafen-Gebäudes. Aber der 1,2-Kilometer-Koloss führte in die Irre, denn im damals flächengrößten Bau wurden einzig Flugzeuge von Zwangsarbeitern montiert. Geflogen wurde hier nicht. Das taten erst die amerikanischen Rosinenbomber, deren Luftbrücke-Anflüge im Dreiminuten-Takt dann aber den nationalsozialistischen Flugplatz im West-Berliner Kollektivgedächtnis in ein Freiheitssymbol verwandelten.

Auch die Arena der fanatisierten NS-Claqueure entzog sich meiner Spurensuche. „Wollt ihr den totalen Krieg? Totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt

noch vorstellen können?!“ So oft ich auch das Gelände des abgerissenen Sportplatzes umkreiste, die Lage des einstigen Vergnügungsbaus erschloss sich mir angesichts des heutigen Sozialwohnungsbauriegels mit seinen unzähligen Satellitenschüsseln nicht.

Ebenso der Volksgerichtshof. Die bekannten Aufnahmen zeigen den schreienden Roland Freisler während seiner Schauprozesse im Kammergericht am Kleistpark. Ein beklemmendes Gefühl beschlich mich, als ich in dem Saal stand. Aber den eigentlichen Gerichts-Sitz im ehemaligen Wilhelms-Gymnasium am Potsdamer Platz habe ich vergeblich gesucht. Einzig eine im Boden eingelassene Bronzetafel erinnert an den Schreckensort.

Blieb nur das Olympiastadion. Unterlegt mit den Bildern und Filmen der dortigen Ausstellung sprechen Maifeld und Langemarckhalle von jener unseligen Zeit. Im großen Rund zwischen den Fußball-Fans aber hatte ich meine Zweifel, ob auf die Tribünen je durchgedrungen war, dass hier die Welt einst ebenso hinters Licht geführt wurde wie bei den Olympiaden in Peking oder Sotschi. Auch die letzten Steinmonumente verweisen eben nicht einfach auf ihre Geschichte.

Diese Unauffindbarkeit der Historie ging so weit, dass mich im Bendlerblock das Gefühl eines Nachbaus beschlich. Dass in diesem Innenhof die Männer des 20. Juli erschossen wurden und dass es das ehemalige Arbeitszimmer des Mitverschwörers Ludwig Beck inmitten der Gedenkstätte war, konnte ich nicht glauben. Auf unzerstörte Originalorte war ich in Berlin nicht mehr gefasst.

Und bei der DDR? Die Führungstruppe, die den Großen Terror in Moskau überlebte hatte, konnte immerhin vier Jahrzehnte Zeit ihre städtebaulichen Spießervorstellungen ausleben. Da lässt sich schon mehr Bausubstanz abreißen als in 12 Jahren. Damit verschwanden auch die Geheimnisse. Zwischen den Plattenbauten gab es nichts zu entdecken. Die einstige Stalinallee samt der Bauten der zweiten Reihe ließen sich zwar bequem erradeln, dennoch hat mich die Moskauer Prachtstraße, die alte Twerskaja, mit den dunklen Hinterhöfen und den Zuckerbäcker-Fassaden mehr in ihren Bann gezogen, als die Vorzeigestraße des kommunistischen Osteuropas, die nach zwei Kilometern wegbricht.

Als ich in die Stadt kam, stand der langgezogene Republikpalast-Quader mit seiner gold-glänzenden Fensterfront noch. Kaum hatte ich mir anhand von Stadtschloss-Bildern klargemacht, auf welche Seite das Portal eigentlich ging, da ragten nur noch Stahlträger in den weiten Berliner Himmel. Am Ende blieb eine Sommerwiese, bei der nichts mehr an die einst mächtigen Landes- und Stadtzentralbauten erinnerte.

Auch wenn im Stadtgedächtnis die DDR markanter als die NS-Zeit auszumachen ist, verflüchtigte sie sich mir doch bei näherem Hinsehen. Schon über den genauen Mauerverlauf rätselte ich oft. Wo war die Abzweigung der Vorder- oder Hinterlandmauer in den abseitigen Straßenensembles von Kreuzberg, Wedding und Neukölln? Und wie muss man sich die komplette Schreckensschneise mit allen Hindernissen, Türmen, Dauerscheinwerfern und Vorfeldzonen in den Quartieren vorstellen? An keiner Stelle der Stadt ist die Grenze als Gesamtanlage erhalten. Der Bau, den man vom Mond aus sehen konnte, ist nicht mehr auffindbar. Seine Übergänge entschwanden ins Irreale.

Als ich zum ersten Mal die großformatigen Aufnahmen vom Checkpoint Charlie an den Holzwänden entlang der Friedrichstraße mit der Rummelarena auf der Straße verglich, schien mir das nicht derselbe Ort. Dasselbe am labyrinthischen Grenzübergang des Bahnhofs Friedrichstraße. Auch nach ausführlicher Lektüre blieb mir der Grenzbetrieb mit U-, S- und Fernbahnverkehr, Tränenpalast-Abfertigung und Stasi-Schleusen unvorstellbar.

Und der Alltag der DDR? Jener Alltag, dessen Vergegenwärtigung manche Historiker für das Verstehen der DDR so anmahnen? Verschwunden sind die verfallenen Straßenzüge der 30er Jahre mit einbrechenden Fassaden, muffigen Hausfluren, Etagenklös und verrußtem Kopfsteinpflaster. Was ein Vierteljahrhundert zuvor das Lebensgefühl vieler, der 1,3 Millionen Ost-Berliner bestimmte, ließ sich nicht mehr wirklich erschließen. Das Schwarz-Grau dieses Lebens unter tristem, weitem Himmel fand ich nur noch in Filmen. Eine Zeitlang wusste ich noch um ein unsaniertes Haus mit Auffangvorbau in der Auguststraße, von dem aus ich mir die Häuserreihe vor 1989 vorzustellen versuchte. Beim Übertrag auf das ganze Viertel, ja große Teile der Ost-Stadt streifte meine Phantasie. Gegen die Realität der sanierten Prenzel-Berg-Wohnungen und hippen Galerien kam sie nicht an. Ungläubig bestaune ich noch immer in DDR-Fotobänden die Straßenfluchten wie aus Kriegsgebieten und werde den Eindruck nicht los, es könne sich dabei doch nur um eine Auswahl der fatalsten Zerfallsecken handeln.

Berlin ist eine um- und umgegrabene Stadt. „Zerschreddert“ hat sie die Frau genannt, wegen der ich in der Stadt blieb. Das ist mir geblieben. Die mittelalterliche Hanse-Stadt, aus der ich kam, nämlich Köln, ist auch zerschreddert, zumeist durch den Bombenkrieg. Für Geschichte interessieren sich die Kölner nicht. Den Rheinländern reicht ihr Dom, das Kölsch und der Karneval. „Trink doch ene met, stelle disch nitte so aan, ... trink doch mit und kümmer disch nisch drum“.

Ganz unzerschreddert war hingegen die Stadt, in der ich am längsten lebte: Zürich. Wer sich hier für Historisches interessiert, kommt auf seine Kosten: die komplette Altstadt, Huldrych Zwinglis Predigerkirche oder die Wohnung Lenins in der Spiegelgasse samt der Kirchenchor-Bibliothek, in der der Putschist die Februarrevolution von 1917 verschief – alles erhalten. Im Restaurant „Zum Storchen“ kann man über der Limmat in derselben Holztäfelung sitzen wie einst Paul Celan in seinem berührenden Gedicht an Nelly Sachs. Und an der Alten Landstraße in Kilchberg steht man unvermittelt vor dem Haus, in dem Erika Mann ihren Vater aufforderte, sich öffentlich gegen den Nationalsozialismus zu stellen. Eine Stadt ohne Krieg eben. Und doch scheint auch sie so geschichtslos wie der blau-grüne See und das nahe Alpenpanorama. Ewig da, ewig gleich.

Köln wie Zürich, Römergründungen mit mittelalterlichen Glanzzeiten, ruhen an ihren Flüssen, als wenn es nie anders hätte sein können. Vielleicht macht sie das so geschichtsvergessen.

Und Berlin? Worauf stößt man da, wenn man zur Stadtgeschichte die Bibliotheken durchstöbert? Die Stadt ist jung. Eine Kolonistenstadt ohne jede Tradition, polemisierte einst der Kunstkritiker Karl Scheffler, vorgeschoben in die leere Steppe, voller Ungeduld und Unruhe, der Zukunft entgegentatternd und in einem tragischen Stadtschicksal dazu verdammt, „immerfort zu werden und niemals zu sein“. Man kann die Vorstellung fehlender Tradition, die Alfred Döblin in seinem „Berlin Alexanderplatz“ zum Bild des Stadtmolochs der beschleunigten Moderne weiter- und damit festschrieb, auch positiv wenden. Bei Franz Hessel wird das gleiche Berlin zum ewigen märkischen Dorf an der Landstraße von Paris nach Moskau, heimlich beschienen vom Licht eines himmlischen Jerusalems. Aber auch für Hessel war Berlin die Stadt, die „immerzu unterwegs, immer im Begriff ist, anders zu werden und nie in ihrem Gestern ausharrt“.

Berlin ist eine Stadt ohne Historie, darin stimmten die Zwischenkriegsautoren überein. Aber das war vor den zwei deutschen Diktaturen, vor Krieg, Bombennächten und Feuerstürmen, vor den freigeschossenen Endkampfschneisen der Sowjetarmee und – weiterhin schlimm – vor der Abrisswut der Nachkriegsmoderne, in Ost wie West.

Und was fällt einem heute auf? Da ist noch immer der ewige Umbruch, diese Ungerührtheit beim Zerstören der historischen Substanz. Aber ohne seine Geschichte ist

die Stadt nicht mehr zu denken. Doch vor Ort ist die Historie nicht mehr zu finden. Sie existiert nur noch in den Köpfen der Bewohner und Besucher. Aber damit ist die Stadt für jeden eine andere. Das, so fragte ich mich, gilt aber doch für alle Städte. Stimmt. Aber der Baukasten für die Stadtimaginationen beinhaltet eben nirgendwo so viele und legendäre Versatzstücke wie hier.

Das Fundament meines Berlins entstand in der Atelierzeit der Hackeschen Höfe. Es erwuchs aus den Spuren der Lebensstationen des 100-jährigen einstigen KPD-Gängers. Zu diesem Berlin gehören Kiez-Straßen, Partei-Eckkneipen, Jugendheime und Arbeitsämter im Lichtenberg der 20-er Jahre. Sie alle existieren nicht mehr. Nur das Karl-Liebknecht-Haus und der von Hans Poelzig entworfene Rosa-Luxemburg-Platz mit dem Kino Babylon und der Volksbühne gibt es noch. In dieses Berlin gehört auch das alte Polizeipräsidium, jener zweitgrößte, dunkle Stadtbau, der den Alexanderplatz von dort beherrschte, wo heute der Architekturskandal des Alexa-Kaufhauses steht. Durch die Kochstraße begleiten mich die Bilder der Aufständischen der Novemberrevolution von 1918 in ihren langen Soldatenmänteln hinter Papierrollen. Damit bleibt für mich das Umfeld von taz-Café und Springer-Hochhaus immer das alte Zeitungsviertel. Ginge es um die Barrikaden von 1848, käme mir keine Kreuzung, kein Platz, kein Ort in den Sinn. Zum Aufstand gegen den König habe ich nie eine Straße gesucht. Mein Berlin gibt es ohne 1848. Dafür sehe ich im Vorbeiradeln durch die Fassadenreste des Anhalter-Bahnhofs die dampfenden Loks, die ihre Extra-Züge zum Leipziger Reichsjugendtag 1930 ziehen und wenige Jahre später ängstlich Schweigende mit ihren falschen Pässen nach Prag fahren.

Berlin, eine Stadt am Schnittpunkt von Gegenwarts-Realität und historischer Imagination. Und der Stadtbau verschiebt diesen Schnittpunkt täglich. Angesichts meiner wenigen Berlin-Jahre wundere ich mich über meine Wehmut, dass die Stadt schon bald nicht mehr die sein wird, in die ich kam. Missmutig beäuge ich die Allerweltsarchitektur, die aus den Brachen kriecht, und bange um die letzten Projektionslücken.

Aber ich habe mir inzwischen auch eingestanden, dass die Stadt mit meiner Suche nach ihren Geheimnissen nicht anfangen zu existieren und dass sie schon lange nicht mehr jene war, wie wenige Jahre zuvor. Und ich habe entdeckt, dass es in der Spannung zwischen Realem und Imaginiertem auch etwas Berührend-Beständiges gibt. Etwas „ganz nah dem Zauber der Stadt, von dem sie selbst kaum weiß“, wie es im Untertitel von Franz Hessels Spazierbuch heißt. Es ist ein Zauber, der mir abends, meist nach langen Archivtagen, mit dem Fahrrad auf dem Pariser Platz begegnet. Die Straßenlampen tauchen den leeren Raum in gelbliches Weiß. Vor dem Adlon warten zwei, drei Taxis, die Scheiben der Botschaften und Banken sind dunkel, die Touristen entschwinden. Es ist ein kurzer, stiller Augenblick, wenn das Rad auf dem neuen Pflaster so reibungslos dahinrollt und die Stadt mit sich im Reinen zu sein scheint. Und immer schiebt sich unter das abendliche Idyll das Bild der kriegskahlen Fläche mit dem einsamen Brandenburger Tor, den breitbeinigen Wachsoldaten mit ihren platten Helmen, den Kreuzreihen der Panzersperren und der halbrunden Mauer. Dass man in diesem Moment, wofür Menschen Jahre, Jahrzehnte, ja ihr Leben gegeben haben, mit beiläufiger Selbstverständlichkeit zwischen den sechs Säulen des alten Stadttors hindurchrollen kann, bleibt etwas Unfassbares. Diese Verquickung zwischen der Wohnzimmer-Atmosphäre des abendlichen Platzes und dem welthistorischen Wunder ist einzigartig. Und es ist seltsam: Mit dem vermauerten Brandenburger Tor verband sich nichts in meinem früheren Leben. Berlin lag für mich als Schüler so weit weg wie Warschau oder Budapest. Und doch liegt im Erlebnis dieses alltäglichen Berlin-Zaubers etwas wie Ankommen.